

ABSCHIEDSBRIEFE
herausgegeben von
KATJA BEHRENS



ALFA-VEDA

In chronologischer Reihenfolge hat Katja Behrens historische Abschiedsbriefe zusammengestellt, beginnend mit dem Brief eines preußischen Offiziers vor der Schlacht bei Jena 1806 bis zur letzten Notiz des Japaners Kawaguchi, der 1985 beim Absturz einer Maschine der Japan Air Lines zusammen mit 520 anderen Menschen ums Leben kam. Die Nachricht an seine Kinder kurz vor dem Absturz fand man in seinen Händen auf die Zettel eines Notizblocks geschrieben.

Zwischen diesen Polen liegt die Spannweite einer mit Eigensinn zusammengestellten Anthologie, die ihren Schwerpunkt auf Abschiedsbriefe aus Todeszellen setzt: Zeugnisse von Menschen, die im politischen Widerstand gegen den Nationalsozialismus aus Überzeugung ihr Leben ließen.

Unter die großen Namen aus Literatur und Geschichte hat Katja Behrens auch die der »kleinen Leute« gemischt und eine anregende und nachdenklich machende Auswahl getroffen. Ihrer Sammlung hat sie einen literarischen Essay vorangestellt, der das Phänomen des Abschieds einkreist.

Katja Behrens, 1942 in Berlin geboren, Übersetzerin und Lektorin, arbeitete seit 1978 freiberuflich.

Sie wurde ausgezeichnet mit dem Förderpreis zum Ingeborg-Bachmann-Preis (1978), dem Förderpreis der Märkischen Kulturkonferenz (1978), dem Thaddäus-Troll-Preis (1982) sowie zahlreichen weiteren Preisen und Ehrungen. Von 2007 bis 2009 war sie Vizepräsidentin und Writers-in-Prison-Beauftragte des PEN, Deutschland. Sie starb im März 2021 in Darmstadt.

Im Alfa-Veda Verlag erschienen von ihr bisher: »Kaspar Hauser oder das Wunder der Pferde« und »Singen in finsternen Wäldern«.

Abschiedsbriefe

Herausgegeben und
mit einem Essay eingeleitet
von Katja Behrens

Alfa-Veda Verlag

Zuerst veröffentlicht im classen Verlag, Düsseldorf, 1987
und als Taschenbuch im Fischer Verlag, Frankfurt/Main, 1992

© gekürzte Ausgabe Alfa-Veda Verlag, Oebisfelde 2021
Umschlagentwurf mit einem Ausschnitt aus
Michelangelos »Erschaffung Adams«: Jan Müller
Satz: Beatrice Alberti, Darmstadt
Druck und Bindung: Books on Demand GmbH, Norderstedt

Die Briefe wurden in ihrer alten Orthographie belassen.
Quellenhinweise am Schluss des Bandes

alfa-veda.com
ISBN 9876543210123

... MUSST ES EBEN LEIDEN

Nur das Paradies ist ohne Anfang und ohne Ende, ohne Zeit, die kommt, und Zeit, die geht, ohne Vorher und Nachher. Kein Gestern, kein Morgen, ein ewiges Heute, in dem nichts geschieht. Es wird nicht geboren und nicht gestorben, nicht gehasst und nicht geliebt. Es gibt keine Begegnungen und keine Abschiede. Und keinen Hunger.

Die Wölfe wohnen bei den Lämmern. Die Wölfe sind satt. Ewig satt. Nirgends im Paradies liegt Wolfsscheiße herum. Die Wölfe haben nichts zu verdauen, die Lämmer nichts zu befürchten. Der Wolf, der nicht frisst, das Lamm, das nicht gefressen wird, sie unterscheiden sich nicht, sie sind eins, so wie Adam und Eva sich nicht unterscheiden, namenlos sind, nicht Mann und Frau, kein Leid und keine Freude kennen, keine Fragen haben und keine Antworten suchen. Alles ist eins.

Erst mit der Vertreibung beginnt das Leben, die Zeit, die Unterscheidung von Gestern und Morgen, Mann und Frau, Wolf und Lamm. Am Anfang war die Trennung, ein Abschied. Es ist nicht überliefert, ob Adam und Eva weinten. Oder schrien. Oder sich sträubten. Wir wissen nur, dass sie den Garten Eden nicht auf eigenen Wunsch, nicht freiwillig verließen. Genauso wenig, wie das Kind den Mutterleib freiwillig verlässt. Es wird nicht gefragt. Seine Zeit ist gekommen.

Es wird ausgetrieben. In Hell und Dunkel, Kalt und Warm, Hungrig und Satt. Ob es will oder nicht. Ob es brüllt oder nicht. Aus morgen wird heute, aus heute gestern. Solange, bis wieder

seine Zeit gekommen ist. Ob es will oder nicht. Ob es brüllt oder nicht. Muss ihn eben leiden, den letzten Abschied wie den ersten und die dazwischen, die großen Abschiede wie die kleinen, die plötzlichen wie die allmählichen oder hinausgezögerten, so lange hinausgezögerten, bis es irgendwann doch soweit ist.

Irgendwann kommen zwei am Bahnhof an. Sitzen die Zeit bis zur Abfahrt bei McDonald's ab. Auf festgeschraubten Stühlen. Jeder mit seinem Plastikbecher. Und auf dem Weg zum Bahnsteig dann der Elefant, rosarot, und weiß sich nicht zu lassen vor Freude. Die letzte Umarmung. Die lebendige Wärme dieses vertrauten Leibes. Wissen, dass es das letzte Mal ist, und es doch nicht glauben können. Der eine nimmt sein Gepäck und steigt ein, der andere geht langsam an den Waggons entlang. Drinnen die vertraute Gestalt, die auf dem Gang auftaucht, verschwindet und wieder auftaucht.

Inmitten der Menge dieser eine Mensch. Er hat einen Platz gefunden, er stellt sein Gepäck ab und schiebt das Fenster hinunter. Der draußen tritt heran und blickt hoch. Ringsum Hetzerei, Türenknallen und Stimmengewirr, und doch stehen die beiden wie allein und sehen sich an. Schon ein wenig fremd, schon ein wenig abwesend. Wissen nichts zu sagen. Versuchen ein Lächeln. Die Umarmung ist lange her. Sie hören Lautsprecheransagen und Züge, die ankommen oder abfahren. Sie wünschen, es wäre endlich vorbei. Sie hören den Pfiff und können nicht glauben, dass sie gleich, jetzt gleich nicht mehr beieinander sein werden, nicht mehr die Hand ausstrecken können, um diese eine, einmalige Hand am Zugfenster zu berühren.

Jeder kennt das. Solche Augenblicke, wenn draußen Lärm und drinnen Stille ist. Sie hören das Bitte zurückbleiben der Lautsprecherstimme. Es geht sie nichts an. Jetzt sind sie nicht mehr

ungeduldig. Möchten reden, alles sagen, den Zug anhalten, alles rückgängig machen. Noch einmal von vorne anfangen. Aber der Zug ist schon angefahren. Der Zurückbleibende tritt zurück und hebt mechanisch die Hand, während die Waggons immer schneller an ihm vorbei rattern und der am Fenster kleiner wird, kleiner und weiter weg und noch weiter, bis er nicht mehr zu unterscheiden ist von den anderen an den anderen Fenstern.

Jeder kennt das und will nach so einem Abschied erst mal nichts mehr wissen von Bahnhöfen. Obwohl Bahnhöfe ja auch zum Ankommen da sind. Wenn in der Menge eine besondere Mütze sichtbar wird, eine vertraute Gestalt auftaucht. Wenn der lang erwartete Augenblick endlich da ist, wenn nur noch ein paar trennende Meter zu bewältigen sind. Das Lächeln beim Aufeinander-Zugehen ist zuweilen etwas verklemmt. Außer im Film. Da ist es so, wie man sich vorstellt, dass es sein müsste. Und der Abschied ist auch so, wie man ihn gern hätte. Augen voller Tränen, aber keine rote Nase. Und nichts von der Viecherei, die dann kommt.

Jedenfalls für den Zurückgebliebenen, den Verlassenen, der nicht auf eigenen Wunsch, nicht freiwillig Abschied genommen hat. Erst mal verlässt er den Bahnhof als unvollständiger Mensch. Noch eine Stimme im Ohr, die er nie mehr hören wird. Eine Gestalt vor Augen, die er nie mehr berühren wird. Dann kommt er in die leere Wohnung. Ein Schal, in dem noch der vertraute Geruch hängt. Ein leerer Stuhl. Noch ist es so, als müsse der, der darauf saß, jeden Augenblick zurückkommen und seinen Platz einnehmen.

An diese Zeit zwischen Noch und Nicht-Mehr wird es später keine Erinnerung mehr geben. Ein Tag wie der andere. Widerstrebend aufwachen. Nicht aufstehen wollen. Lieber liegenbleiben.

Doch alles gleich. Weiterschlafen. Nichts mehr wissen, niemanden sehen wollen. Nichts mehr hören. Nicht mehr diese Leere fühlen. Widerstrebend aufstehen. Unbeteiligt zuschauen, wie der Tag verrinnt, und sich schon am Abend an nichts mehr erinnern können. Ab und zu ein Einbruch, der plötzliche Schmerz beim Anblick eines Handschuhs. Der Handschuh gehört zu der Hand, die weg ist. Der Handschuh macht, dass der andere wieder da ist und fehlt. Von neuem die Fassungslosigkeit, die Verlassenheit.

Ins Leere starren. Den Gedanken freien Lauf lassen, freien Lauf im Kreis. Und wieder und wieder zum Bahnhof. Der rückwärts einfahrende Zug, der immer größer wird und näher kommt und noch näher. Und genau in dem Augenblick, in dem der andere von den anderen an den anderen Fenstern zu unterscheiden ist, bleibt der Zug mit einem Ruck stehen und fährt dann wieder Volldampf voraus.

Die Trennung ist nicht rückgängig zu machen. Jeder weiß das. Und jeder weiß, dass Heulen und Zähneklappern nichts hilft, Vernünftigsein auch nicht, nicht das Zähnezusammenbeißen und erst recht nicht die Verwandlung in einen Stein, auch kein fröhliches Sprücheklopfen, da kann man nichts machen, *c'est la vie*. Der Abschiedsschmerz will durchlitten sein, die Trauer ist nicht zu vermeiden. Jeder weiß das, weiß, dass er sich am Ende in das Unvermeidliche wird fügen, den Schmerz wird ertragen müssen. Das war immer so, auch zu Zeiten, als das Ganze noch Gottes Wille war. Immerhin wusste man damals, wem man sich zu fügen hatte. Und doch wird damals wie heute in jedem Hinterkopf die eingestandene oder uneingestandene Hoffnung auf eine Ausnahme gelebt haben. Die große Ausnahme.

Jedes Hinterstübchen ein Widerstandsnest. Nicht mit mir. Ich lasse mir das nicht gefallen. Ich nicht. Will es nicht erleiden. In

jedem Hinterstübchen eine Fülle von Einfällen und Strategien. Sofort Ersatz schaffen, den leeren Platz besetzen.

Oder Ablenkung, Zerstreung, sich ins Getümmel stürzen, bloß nicht denken, nicht fühlen. Oder Einbunkern, alles dichtmachen, nichts mehr reinlassen, nichts mehr rauslassen. Guten Tag und auf Wiedersehen, hat mich sehr gefreut. Lächeln aufsetzen, Lächeln absetzen. Runtergezogene Mundwinkel, trübe Augen.

Oder Empörung, Auflehnung. Warum? Warum ich? Was habe ich getan? Womit habe ich das verdient? Als würde ein guter Grund das Leid erträglicher machen. Verbissen in der Vergangenheit herumirren, jeden Stein umdrehen auf der Suche nach Gründen. Was war der Anfang vom Ende? Oder einen Schuldigen finden. Der Hass macht, dass die Wohnung weniger leer ist. Mit vor Wut klopfendem Herzen aufwachen. Nicht mehr leer. Bis zum Bersten gefüllt mit dem Hass auf diesen Menschen, der da ruhig irgendwo schläft und eigentlich kein Mensch ist.

Oder einen Rachefeldzug starten. Gerechtigkeit wiederherstellen. Strafen. Büßen lassen. Oder selber büßen. Die Reue über jede vergeudete Minute. Als habe man das Dasein des anderen nicht genug zu schätzen gewusst. Die Reue über jedes Versäumnis, jede Nachlässigkeit, jedes harte Wort. Zu spät. Aber wie, wenn der andere wiederkäme?

Alles anders, ganz anders machen. Gute Vorsätze anhäufen. Zu spät. Und dann die Wut. Hätte nicht gehen müssen. Hätte bleiben können. Wenn er nur gewollt hätte. Würde aus dem Grab aufstehen, wenn er nur wollte. Oder wenigstens ein Zeichen geben. Nichts. Bleibt stumm. Schweigt.

Hass. Hass auf die eigenen Füße, die immer noch gehen. Und trotzdem. Trotzdem eine Erwartung. Hinter der nächsten Ecke.

Eine Hoffnung, die sich fast bis zur Gewissheit steigert. Und dann die echte Enttäuschung. Und dann wieder das Suchen nach einem Gesicht in der Menge. Wieder die Erwartung beim Heimkommen. Nur ein böser Traum. Alles gar nicht wahr. Kann nicht sein. Und ist doch. Immer wieder. Immer wieder sich mühsam besinnen, wie lange es her ist. Könnte gestern gewesen sein oder vor Jahrhunderten. Nachrechnen. Die Zeit einteilen in Davor und Danach.

Und irgendwann ein Augenblick des Vergessens. Die Abwesenheit des anderen nicht merken. Niemand fehlt. Alles ist gut so, wie es ist. Als hätte es den anderen nie gegeben. Oder als sei er immer da. Selbstvergessenheit. Unbeschwertheit. Und mitten in ein fröhliches Lachen hinein wie eine Ohrfeige die Erinnerung. Weg für immer. Nicht mehr da. Wird nie wiederkommen.

Oder das Vergessen. Nicht das allmähliche, nicht die verblasende Erinnerung, die zuweilen, beim Anblick einer ganz bestimmten Mütze, beim Anhören eines ganz bestimmten Musikstücks plötzlich wieder klar umrissen da ist, um dann von neuem zu verschwinden und irgendwann wieder aufzutauchen. Nicht die Erinnerung, die kommt und geht, sondern die ein für allemal begrabene. Klappe zu, Affe tot. Sich an dem Affen rächen, indem man ihn vergisst, in sich tötet, so tut, als hätte es ihn nie gegeben. Wenn es den Affen nicht gegeben hat, kann es auch keine Trennung, keinen Abschied gegeben haben, und wenn es keinen Abschied gegeben hat, braucht man dem Affen nicht hinterherzuheulen.

Der ist für mich gestorben. Das heißt nicht: Ich könnte ihn umbringen. Das heißt: Ich habe ihn umgebracht. Und es gibt keine Leiche, keinen Prozess und kein Urteil. Keine Strafe. Es gibt keine Leiche, aber den Geist eines Ermordeten, der umgeht,

ohne sich an die Gepflogenheiten der Gespenster zu halten, mal mittags um zwei, mal nachts um drei, selten Schlag Mitternacht, sich nie vor anderen blicken lässt, immer nur seinen Mörder heimsucht und wieder und wieder gemordet werden will, einmal hat nicht genügt. Und sein Mörder hat Grund, ihn mehr zu fürchten als jeden Lebenden. Muss sich einsperren, zusperren, alle Türen, Fenster, Ritzen zu, damit er nicht mehr herein kann.

Oder das Verklären. Nicht begraben, sondern einen Altar errichten. Weihrauch, Kerzen. Halbdämmer, damit man nicht zu deutlich sieht. Kirchen und Zirkusse vertragen das grelle Licht nicht. Es entzaubert. Und die Verzauberung ist auch so schon harte Arbeit. Muss immer wieder verteidigt werden. Der Abwesende gegen die Anwesenden. Der Tote gegen die Lebenden. Etwas starr, nach Art der Heiligenfiguren, steht er entrückt auf seinem Altar, hoch über allen, die sonst noch da sind.

Und manchmal kommt er sogar ins Schweben. Er oder sie. Das Geschlecht ist schon nicht mehr wichtig. Wichtig ist nur, dass die Milch nicht anbrennen würde, wenn dieser Mensch noch da wäre. Dass der Kaffee nicht kalt und der Benzinpreis nicht steigen würde. Dass alles anders wäre. Alles gut. Und langsam greift die Verklärung eines Menschen über auf eine Zeit, die gemeinsam verbrachte, goldene Zeit.

Und dann kommt Hollywood und verklärt den Schmerz und macht ihn schön und süß. Ein Gesicht in Großaufnahme. Eine Träne, die langsam die Wange hinabrollt. Die Musik, die das Ihre dazu sagt. Das unvergessliche Bild eines ergreifenden Abschieds. Oder, ebenso unvergesslich, der großartige Abschied unter Männern. Ein stummer Händedruck. Die bis zuletzt bewahrte Haltung. Der eine dreht sich um und geht, ohne sich noch einmal umzublicken, über den dunklen Flugplatz auf die startbereite

Maschine zu. Der andere schaut ihm mit bewegt-unbewegtem Gesicht nach und lässt langsam die Hände in den Hosentaschen verschwinden.

Und wie erbaulich ist erst der theatralische Abschied. Einen Arm flehentlich ausgestreckt, liegt der sterbende Tenor auf dem Bretterboden und singt und singt, obwohl er längst tot sein müsste, singt und singt mit voll tönender, weit tragender Stimme: *Is schön gewese, han heule müsse.*

Erfrischend wie ein Sommerregen sind auch die Tränen, die der Leser vergießt, wenn das grausame Schicksal die Liebenden trennt. Oder die Liebende dem Glück des Geliebten nicht im Wege stehen will und beiseite tritt. Man weiß, wie ihr zumute ist, hat man doch selber viel gelitten, und möchte auch so edel verzichten können. Geschichten, die das Leben selber schrieb, an jedem Kiosk zu haben, und natürlich wird am Ende doch noch alles gut.

Und auch wenn nichts gut wird und das Ganze, kunstvoll gestaltet, nur in der Buchhandlung zu haben ist, findet es seine Gemeinde. Als vor zweihundert Jahren, stellvertretend für seinen Schöpfer, Werther mannhaft zugrunde ging, löste das eine Welle von Selbstmorden aus. Den einen befreite die Darstellung des letzten Abschieds so, dass er ihn nicht selber zu nehmen brauchte, die anderen fesselte sie so, dass sie den ihren nahmen.

Die Überhöhung, die schöne Pose, die über das Elend des Abschieds hinwegtäuscht. Auch hinwegtröstet. Die den Schmerz auskostet und für süß befindet. Die ihn darstellt, damit er nicht gefühlt, durchlebt, durchlitten werden muss. Die Überhöhung, die schönen Worte, mit denen die Staatsmacht den Schmerz in ihren Dienst stellt. Und über das Massenelend des Krieges hinwegtäuscht. Süß ist es, fürs Vaterland zu sterben. Es ist noch nicht lange her, in diesem Land.

Jede Kultur und jede Epoche hat ihre Abschiedsrituale und Traditionen, die helfen sollen, den Verlust zu ertragen, den ausufernden Schmerz einzudämmen, der Trauer Ausdruck zu verleihen, das Unfassbare fassbar zu machen. Es bleibt trotzdem unbegreiflich. Eben noch war der andere da. Jetzt ist er weg. Eben noch waren zwei zusammen, und plötzlich ist einer hier und einer da, ist jeder allein, jeder für sich. Der andere ist weg und nicht mehr zu finden an den Orten, an denen er bisher zu finden war. Die sind jetzt leer.

Vielleicht ist er überhaupt nirgends mehr zu finden außer in dem Zurückgebliebenen selbst. Aber auch wenn das Grab nur München oder Kanada heißt, ist er doch wie gestorben. Nur sein Nachbild ist noch eine Weile da. Der Zurückgebliebene hat es vor Augen, genauso wie der, der im Zug sitzt, aus dem Fenster schaut, ohne etwas zu sehen, und einsilbig antwortet auf Fragen des Nachbarn, der gerne ein Gespräch anknüpfen möchte. Die Stimme klingt nach, die Gesten sind gegenwärtig, der Körper ist weg, und die Entfernung von einem zum andern wird jeden Moment größer.

Der Augenblick des Abschieds ist gekommen und gegangen wie andere gefürchtete oder herbeigesehnte Augenblicke auch. Das Unvorstellbare ist geschehen. Eben war der andere da. Jetzt ist er weg.

Warum das so gekommen ist, ist gleichgültig. Ob es gute, vernünftige Gründe gab oder vollkommen sinnlos war – die Trennung schmerzt. Die Nähe wieder haben, die Stimme des andern hören wollen. Es beruhigt, miteinander zu sprechen.

Die Trennung wird noch einmal hinausgeschoben, einen Moment lang aufgehoben. Der andere ist ganz nah und ist ganz fern, sein Gesicht nicht zu sehen, sein Körper nicht zu berühren.

Wenn der Hörer dann wieder auf der Gabel liegt, ist die Trennung bestätigt. Oder auf einen Brief warten, einen Brief schreiben. Beim Schreiben die Trennung ungeschehen machen.

Und dann das Warten auf Antwort. Das Lauern auf den Briefträger. Der leere Briefkasten. Das Lauern auf den Briefträger. Die Freude beim Anblick einer ganz bestimmten Schrift. Die überströmende Liebe zum Briefträger. Beim Lesen wieder die Nähe. Gesicht, Körper, Stimme, alles da, fast leibhaftig da. Zu Ende lesen und gleich wieder von vorne beginnen und dann heftig spüren, dass der andere nicht da ist. Nicht sein Körper, nicht seine Stimme. Fehlt. Etwas fehlt. Jemand fehlt. Unruhe. Suchen. Alle möglichen Stellen absuchen. Von Hoffnung zu Enttäuschung zu neuer Hoffnung. Alle Stellen absuchen, wo einmal etwas war, jemand war und jetzt nichts mehr ist. Wie ein Tier, das sein Junges vermisst.

Und wenn es ganz anders ist und darum gar nicht geht? Wenn man selber derjenige ist, der fort muss, dahin zurück, wo die Wölfe bei den Lämmern wohnen, der Wolf nicht mehr frisst und das Lamm nichts mehr zu fürchten hat? Und wenn man sich ganz und gar nicht auf dieses Paradies freut, sondern sträubt? Nicht dahin will. Auf die Einsicht pfeift, dass Trennungen und Abschiede nun mal sein müssen, zum Leben dazugehören.

Wenn man eine Extrawurst gebraten haben will und zu ahnen beginnt, dass es die nicht geben wird? Dann ist jeder allein mit seiner Angst. Vom Tod wird nicht geredet. Der Tod kommt nicht vor im öffentlichen Bewusstsein. Es sei denn, er ist weit genug weg – in der Zeitung oder im Fernsehen.

Da kann es nicht genug sein: Flugzeugabstürze, Busunglücke, Eisenbahnunglücke, Verkehrstote, Kriegstote, Hungertote. Sachliche kleine Meldungen oder große Sensationen. Eine Raketen-

explosion, sieben Tote, eine ergriffene Nation, pompöse Trauer. Während das alltägliche Sterben im Abseits stattfindet und jeder möglichst so tut, als gäbe es das nicht. Kein Totentanz mehr mitten im Leben.

Unseren Blicken entzogen, wird der Tod zu etwas Ungehörigem, Anstößigem, Anrühigem. Und macht umso mehr Angst. Nicht Furcht, sondern gestaltlose oder ständig die Gestalt wechselnde Angst, die in die Rhythmen des Körpers eingreift, Atem und Herzschlag stört, alles im Griff hat, den ganzen Menschen fest im Griff. Und der hat dann die Lage im Griff oder will sie in den Griff bekommen, die Lage im Allgemeinen oder die Atomkraft im Besonderen im Griff, fest im Griff.

Gegenwart und Zukunft im Griff und Vergangenheit bewältigt, also auch im Griff. Bewältigt, überwältigt, unterworfen. Besiegt und nicht betrauert. Niedergerungen, niedergehalten, im Griff. Trauer macht schwach. Trauer ist Schwäche. Trauer ist das Eingeständnis von Ohnmacht. Nicht nachgeben, nicht schwach werden. Die Dinge im Griff behalten oder wieder in den Griff bekommen.

Wiederaufbau. So tun, als wäre nichts gewesen, fast nichts. Ein Ausrutscher, gewiss, es sind Sachen vorgekommen, gewiss, aber es muss auch mal Schluss sein. Lassen wir die Vergangenheit ruhen. Machen wir einen Strich darunter und fangen wir neu an, ganz neu.

Ein Neuanfang ohne Trauer. Trauer hätte nur gestört. Wer trauert, ist nicht effektiv. Leistet nichts, nur die Arbeit der Trauer. Er lässt den Schmerz an sich herankommen. Er braucht seine Kraft, um den Schmerz zu ertragen. Er liefert sich dem Schmerz aus und wird vom Schmerz überwältigt. Er hat sich nicht im Griff. Er funktioniert nicht gut oder schlecht oder gar nicht. Seine

Leistung besteht darin, dass er seine Niederlage, seine Ohnmacht und seine Schuld anerkennt. Es kommt kein Häuschen im Grünen, kein neues Auto und kein Farbfernseher dabei heraus. Das Wirtschaftswunder wäre womöglich ausgeblieben. Also Strich drunter, Schwamm drüber und Neuanfang.

Nur dass es keinen Neuanfang gibt. Jeder Anfang hat eine, seine Vorgeschichte. Vor jedem Anfang war ein Ende, aus dem heraus sich dieser Anfang entwickelt hat. Das, was jetzt ist, hat sich aus dem heraus entwickelt, was war, und das, was sein wird, wird sich aus dem heraus entwickeln, was ist. Jedes Ende, jeder Abschied hat eine, seine Vorgeschichte, die in die Vergangenheit zurückreicht und in die Zukunft hineinwirkt. Anfang und Ende, Begegnung und Abschied bedingen und durchdringen einander.

Das Ende beginnt schon am Anfang. Zum letzten Mal im Fruchtwasser schlafen, den ersten Atemzug tun. Zum letzten Mal an der Mutterbrust trinken, die ersten Schritte tun. Zum letzten Mal in die Hose scheißen, das erste Wort sprechen. Das Wort trennt. Mama von der Umwelt. Nacht von Tag. Bett von Tisch. Essen von Hungern. Ja von Nein. Haus von Straße. Ich von Du. Gestern von Morgen. Freude von Trauer.

Wer die Trauer verweigert, bleibt hängen wie ein Papierschiffchen an einem Ast im Fluss. Das Wasser fließt darum herum. Das Papierschiff verrottet. Nichts Neues mehr. Keine Abschiede, aber auch keine Begegnungen. Noch nicht tot und doch schon nicht mehr beteiligt am Leben, wo immer wieder ein Ende in einen Anfang mündet. Eine vertraute Gestalt, eine ganz bestimmte Mütze verschwindet in der Menge.

Aber es ist nicht wie vorher. Es ist etwas hinzugekommen. Eine Erinnerung. Wie diese besondere Mütze einst aus der Menge auftauchte. Die erste Umarmung. Die lebendige Wärme die-

ses vertrauten Leibes. Das erste zögernde, noch fremdelnde Gespräch. Erinnerungen. Wer geht, hofft darauf, nicht vergessen zu werden. Der Zurückgebliebene tröstet sich mit Erinnerungen. Vergessen ist Rache, vergessen werden Strafe. Vergiss mich nicht, sagte Jenny, die Seeräuberbraut, zu dem Räuber Mackie, vergiss mich nicht in den fremden Städten.

Katja Behrens

UNBEKANNTER PREUSSISCHER OFFIZIER

Gefallen am 14.10.1806. An diesem Tag wurde ein preußisches Korps unter dem Fürsten Hohenlohe in der Schlacht bei Jena von Napoleon entscheidend geschlagen, während die preußische Hauptmacht bei Auerstedt unterlag. Der folgende Brief wurde am Tag nach der Schlacht von einem Bewohner Vierzehnheiligen dicht bei dem Dorf, wo die Hauptschlacht gewesen war, unter der verstreuten Habe gefunden. Der Verfasser war vermutlich ein jüngerer Ordonnanzoffizier des Hohenloher Stabes.

Kapellendorf, Montag nachts.

Dies ist, meine Blanche, nun wohl der letzte Brief vor dem großen Spiel der Würfel und der letzte vielleicht, den ich, hingestreckt am Lagerfeuer und umgeben von dem Lärm der allenthalben schon erwachenden Armee Dir schreibe.

Arme elende Zeilen, flattert denn hinweg über den Abgrund zwischen Leben und Tod, umarmt statt meiner die Geliebte!

Ach, wie gern hätte ich Dir in den letzten bewegten Tagen geschrieben, wären die Ereignisse, die mannigfachen Rufe der kriegerischen Pflicht, die Schicksalsschläge nicht allzu schnell einander gefolgt! Ritte hierhin und dorthin, durch das rauhe Gebirg, durch das Gedräng der Bagagen, und ermattete Truppen, die nicht immer gutwillig und oft genug verdrossen und verstört schienen.

Vorgestern schickte mich der Fürst, Versprengte vom Bataillon Rabenau zu sammeln, das bei der Saalfelder Affäre engagiert gewesen war – ach, wie brach mein Herz beim Anblick dieser Männer, in deren Augen noch das Entsetzen war! Wie gedachte ich des Prinzen, der auf Adlersfittichen Preußens glanzvollste

Hoffnungen trug und nun dahingemäht ist wie so viele Gefährten!

Ach meine Blanche, schwer ist mein Herz, und noch schwerer ist, Dir zu sagen, wie ahnungsvoll es ist. Gestern Abend war ich bei der Avantgarde, sah in die dämmrigen Nebel des Tales hinab, spürte dort vielfach geheimnisvolles Werden und wußte: es ist das Schicksal, das uns allen von dort aufsteigt. So lange wir sind, wie wir diese Welt betreten, ist der Korse unüberwindlich – ach, und wer von uns vermöchte wohl, sich hinüberzuschwingen in eine neue, andere Zeit ohne Poesie des Gemütes?

Blanche, meine Blanche, ich fühle, daß ich morgen sterben werde, das Stöhnen des Morgenwindes, der Duft des modrichtigen Herbstlaubes, jeder Puls des Herzens sagt es mir. Und obwohl mir Todesangst nicht fremd ist: kann ichs denn anders wollen, und war es nicht in den reinsten Träumen so, daß ich mir den Tod des Jünglings wünschte? Das Leben ist noch verklärt und hell, mag es denn so bleiben, wenn mein Herz den letzten Schlag tut und mein letzter erlöschender Gedanke bei Dir ist.

Der Frühwind beginnt und die Feuer sind herabgebrannt, es beginnt der große Tag. Geliebte, leb wohl, Freundin heiligster Stunden, ich umarme Dich als der noch Atmende, wie meine letzten Gedanken Dich umfassen sollen.

Ewig der Deine
Friz

HEINRICH VON KLEIST

Geboren am 18. 10. 1777 in Frankfurt an der Oder, Freitod am 21. November 1811 am Wannsee bei Potsdam. Aus preußischer Offiziersfamilie. Mit vierzehn Jahren in die preußische Armee gesteckt. Mit fünfzehn Jahren beim Rheinfeldzug mitgenommen. Einundzwanzigjährig entschloß er sich, die militärische Laufbahn aufzugeben, und begann, Philosophie, Natur- und Staatswissenschaften zu studieren. Gab das Studium wieder auf. Reiste. Schrieb. Brach zusammen. Vernichtete seine Manuskripte; trat in den preußischen Staatsdienst. Wurde als angeblicher Spion von den Franzosen verhaftet. Gefangengehalten. Freigelassen. Ging nach Dresden. Gab eine Zeitschrift heraus. Ging nach Berlin. Gab eine Zeitschrift heraus.

Am 20. November 1811 quartierte er sich mit der unheilbar kranken Henriette Vogel im »Neuen Krug« am Wannsee ein, verbrachte eine Nacht mit Lesen und Briefeschreiben und wurde am nächsten Tag, zusammen mit Henriette Vogel, in der Nähe des Gasthauses erschossen aufgefunden. Es dauerte fast hundert Jahre, bis der Verfasser des »Michael Kohlhaas«, des »Käthchen von Heilbronn«, der »Penthesilea«, des »Zerbrochenen Kruges«, der »Marquise von O....« usw. »entdeckt« wurde.

An Marie von Kleist

Berlin, den 10. November 1811

Deine Briefe haben mir das Herz zerspalten, meine teuerste Marie, und wenn es in meiner Macht gewesen wäre, so versichre ich Dich, ich würde den Entschluß zu sterben, den ich gefaßt habe, wieder aufgegeben haben. Aber ich schwöre Dir, ist es mir ganz unmöglich länger zu leben; meine Seele ist so wund, daß mir,

ich möchte fast sagen, wenn ich die Nase aus dem Fenster stecke, das Tageslicht wehe tut, das mir darauf schimmert. Das wird mancher für Krankheit und überspannt halten; nicht aber Du, die fähig ist, die Welt auch aus andern Standpunkten zu betrachten als aus dem Deinigen.

Dadurch, daß ich mit Schönheit und Sitte, seit meiner frühesten Jugend an, in meinen Gedanken und Schreibereien unaufhörlichen Umgang gepflogen, bin ich so empfindlich geworden, daß mich die kleinsten Angriffe, denen das Gefühl jedes Menschen nach dem Lauf der Dinge hinieden ausgesetzt ist, doppelt und dreifach schmerzen. So versichre ich Dich, wollte ich doch lieber zehnmahl den Tod erleiden, als noch einmal wieder erleben, was ich das letztemal in Frankfurt an der Mittagstafel zwischen meinen beiden Schwestern, besonders als die alte Wackern dazukam, empfunden habe; laß es Dir nur einmal gelegentlich von Ulriken erzählen.

Ich habe meine Geschwister immer, zum Teil wegen ihrer gut gearteten Persönlichkeiten, zum Teil wegen der Freundschaft, die sie für mich hatten, von Herzen liebgehabt; so wenig ich davon gesprochen habe, so gewiß ist es, daß es einer meiner herzlichsten und innigsten Wünsche war, ihnen einmal durch meine Arbeiten und Werke recht viel Freude und Ehre zu machen. Nun ist es zwar wahr, es war in den letzten Zeiten, von mancher Seite her, gefährlich, sich mit mir einzulassen, und ich klage sie desto weniger an, sich von mir zurückgezogen zu haben, je mehr ich die Not des Ganzen bedenke, die zum Teil auch auf ihren Schultern ruhte; aber der Gedanke, das Verdienst, das ich doch zuletzt, es sei nun groß oder klein, habe, gar nicht anerkannt zu sehn und mich von ihnen als ein ganz nichtsnutziges Glied der menschlichen Gesellschaft, das keiner Teilnahme mehr wert sei,

betrachtet zu sehen, ist mir überaus schmerzhaft, wahrhaftig, es raubt mir nicht nur die Freuden, die ich von der Zukunft hoffte, sondern es vergiftet mir auch die Vergangenheit.

Die Allianz, die der König jetzt mit den Franzosen schließt, ist auch nicht eben gemacht, mich im Leben festzuhalten. Mir waren die Gesichter der Menschen schon jetzt, wenn ich ihnen begegnete, zuwider, nun würde mich gar, wenn sie mir auf der Straße begegneten, eine körperliche Empfindung anwandeln, die ich hier nicht nennen mag.

Es ist zwar wahr, es fehlte mir sowohl als ihnen an Kraft, die Zeit wieder einzurücken; ich fühle aber zu wohl, daß der Wille, der in meiner Brust lebt, etwas anderes ist als der Wille derer, die diese witzige Bemerkung machen: dergestalt, daß ich mit ihnen nichts mehr zu schaffen haben mag. Was soll man doch, wenn der König diese Allianz abschließt, länger bei ihm machen? Die Zeit ist ja vor der Tür, wo man wegen der Treue gegen ihn, der Aufopferung und Standhaftigkeit und aller andern bürgerlichen Tugenden, von ihm selbst gerichtet, an den Galgen kommen kann.

An Marie von Kleist

Berlin, 19. November 1811

Meine liebste Marie, mitten in dem Triumphgesang, den meine Seele in diesem Augenblick des Todes anstimmt, muß ich noch einmal Deiner gedenken und mich Dir, so gut wie ich kann, offenbaren: Dir, der einzigen, an deren Gefühl und Meinung mir etwas gelegen ist; alles andere auf Erden, das Ganze und Einzelne, habe ich völlig in meinem Herzen überwunden.

Ja, es ist wahr, ich habe Dich hintergangen, oder vielmehr ich habe mich selbst hintergangen; wie ich Dir aber tausendmal

gesagt habe, daß ich dies nicht überleben würde, so gebe ich Dir jetzt, indem ich von Dir Abschied nehme, davon den Beweis. Ich habe Dich während Deiner Anwesenheit in Berlin gegen eine andere Freundin vertauscht; aber wenn Dich das trösten kann, nicht gegen eine, die mit mir leben, sondern, die im Gefühl, daß ich ihr ebensowenig treu sein würde, wie Dir, mit mir sterben will. Mehr Dir zu sagen, läßt mein Verhältnis zu dieser Frau nicht zu.

Nur so viel wisse, daß meine Seele, durch die Berührung mit der ihrigen, zum Tode ganz reif geworden ist; daß ich die ganze Herrlichkeit des menschlichen Gemüts an dem ihrigen ermessen habe, und daß ich sterbe, weil mir auf Erden nichts mehr zu lernen und zu erwerben übrig bleibt.

Lebe wohl! Du bist die Allereinzige auf Erden, die ich jenseits wiederzusehen wünsche. Etwa Ulriken? – ja, nein, nein, ja: es soll von ihrem eignen Gefühl abhängen. Sie hat, dünkt mich, die Kunst nicht verstanden sich aufzuopfern, ganz für das, was man liebt, in Grund und Boden zu gehn: das Seligste, was sich auf Erden erdenken läßt, ja worin der Himmel bestehen muß, wenn es wahr ist, daß man darin vergnügt und glücklich ist. Adieu!

Rechne hinzu, daß ich eine Freundin gefunden habe, deren Seele wie ein junger Adler fliegt, wie ich noch in meinem Leben nichts Ähnliches gefunden habe; die meine Traurigkeit als eine höhere, festgewurzelte und unheilbare begreift, und deshalb, obschon sie Mittel genug in Händen hätte, mich hier zu beglücken, mit mir sterben will; die mir die unerhörte Lust gewährt, sich, um dieses Zweckes willen, so leicht aus einer ganz wunschlosen Lage, wie ein Veilchen aus einer Wiese, herausheben zu lassen; die einen Vater, der sie anbetet, einen Mann, der großmütig genug war, sie mir abtreten zu wollen, ein Kind, so schön und

schöner als die Morgensonne, um meinetwillen verläßt: und Du wirst begreifen, daß meine ganze jauchzende Sorge nur sein kann, einen Abgrund tief genug zu finden, um mit ihr hinabzustürzen.

Adieu noch einmal!

An Sophie Müller

Berlin, 20. November 1811

Der Himmel weiß, meine liebe, treffliche Freundin, was für sonderbare Gefühle, halb wehmütig, halb ausgelassen, uns bewegen, in dieser Stunde, da unsere Seelen sich, wie zwei fröhliche Luftschiffer, über die Welt erheben, noch einmal an Sie zu schreiben. Wir waren doch sonst, müssen Sie wissen, wohl entschlossen, bei unseren Bekannten und Freunden keine Karten p. p. c. abzugeben.

Der Grund ist wohl, weil wir in tausend glücklichen Augenblicken an Sie gedacht, weil wir uns tausendmal vorgestellt haben, wie Sie in Ihrer Gutmütigkeit aufgelacht (aufgejauchzt) haben würden, wenn Sie uns in der grünen oder roten Stube beisammen gesehen hätten.

Ja, die Welt ist eine wunderliche Einrichtung! – Es hat seine Richtigkeit, daß wir uns, Jettchen und ich, wir zwei trübsinnige, trübselige Menschen, die sich immer ihrer Kälte wegen angeklagt haben, von ganzem Herzen liebgewonnen haben, und der beste Beweis davon ist wohl, daß wir jetzt miteinander sterben.

Leben Sie wohl, unsre liebe, liebe Freundin, und seien Sie auf Erden, wie es gar wohl möglich ist, recht glücklich! Wir, unse- rerseits, wollen nichts von den Freuden dieser Welt wissen und träumen lauter himmlische Fluren und Sonnen, in deren Schimmer wir, mit langen Flügeln an den Schultern, umherwandeln werden. Adieu! Einen Kuß von mir; dem Schreiber, an Müller;

er soll zuweilen meiner gedenken, und ein rüstiger Streiter Gottes gegen den Teufel Aberwitz bleiben, der die Welt in Banden hält.

Gegeben in der grünen Stube.

An Marie von Kleist

Stimmings bei Potsdam,

21. November 1811

Meine liebste Marie, wenn Du wüßtest, wie der Tod und die Liebe sich abwechseln, um diese letzten Augenblicke meines Lebens mit Blumen, himmlischen und irdischen, zu bekränzen, gewiß Du würdest mich gern sterben lassen. Ach, ich versichre Dich, ich bin ganz selig. Morgens und abends knie ich nieder, was ich nie gekonnt habe, und bete zu Gott; ich kann ihm mein Leben, das allerqualvollste, das je ein Mensch geführt hat, jetzo danken, weil er es mir durch den herrlichsten und wollüstigsten aller Tode vergütigt.

Ach, könnt' ich nur etwas für Dich tun, das den herben Schmerz, den ich Dir verursachen werde, mildern könnte! Auf einen Augenblick war es mein Wille, mich malen zu lassen; aber alsdann glaubte ich wieder zuviel Unrecht gegen Dich zu haben, als daß mir erlaubt sein könnte vorauszusetzen, mein Bild würde Dir viel Freude machen. Kann es Dich trösten, wenn ich Dir sage, daß ich diese Freundin niemals gegen Dich vertauscht haben würde, wenn sie weiter nichts gewollt hätte, als mit mir leben? Gewiß, meine liebste Marie, so ist es; es hat Augenblicke gegeben, wo ich meiner lieben Freundin, offenherzig, diese Worte gesagt habe.

Ach, ich versichre Dich, ich habe Dich so lieb, Du bist mir so überaus teuer und wert, daß ich kaum sagen kann, ich liebe diese liebe vergötterte Freundin mehr als Dich. Der Entschluß,

der in ihrer Seele aufging, mit mir zu sterben, zog mich, ich kann Dir nicht sagen, mit welcher unaussprechlichen und unwiderstehlichen Gewalt, an ihre Brust; erinnerst Du Dich wohl, daß ich Dich mehrmals gefragt habe, ob Du mit mir sterben willst? – Aber Du sagtest immer nein. – Ein Strudel von nie empfundner Seligkeit hat mich ergriffen, und ich kann Dir nicht leugnen, daß mir ihr Grab lieber ist als die Betten aller Kaiserinnen der Welt.

Ach, meine teure Freundin, möchte Dich Gott bald abrufen in jene bessere Welt, wo wir uns alle, mit der Liebe der Engel, einander werden ans Herz drücken können.

Adieu.

An Ulrike von Kleist

Stimmings bei Potsdam, 21. November 1811

Ich kann nicht sterben, ohne mich, zufrieden und heiter, wie ich bin, mit der ganzen Welt, und somit auch, vor allen anderen, meine teuerste Ulrike, mit Dir versöhnt zu haben.

Laß sie mich, die strenge Äußerung, die in dem Briefe an die Kleisten enthalten ist, laß sie mich zurücknehmen; wirklich. Du hast an mir getan, ich sage nicht, was in Kräften einer Schwester, sondern in Kräften eines Menschen stand, um mich zu retten: die Wahrheit ist, daß mir auf Erden nicht zu helfen war. Und nun lebe wohl; möge Dir der Himmel einen Tod schenken, nur halb an Freude und unaussprechlicher Heiterkeit dem meinigen gleich: das ist der herzlichste und innigste Wunsch, den ich für Dich aufzubringen weiß.

Dein Heinrich
Stimmings bei Potsdam
am Morgen meines Todes

HENRIETTE VOGEL

Geboren 1777, Freitod am 21.11.1811, zusammen mit Heinrich von Kleist am Wannsee bei Potsdam. Verheiratet mit Louis Vogel, Rendant der Landwirtschaftskammer in Berlin. Im Obduktionsbericht heißt es: »Es constiret demnach aus diesem Viso reperto, daß denata Vogeln an einem unheilbaren Mutter-Krebs gelitten, und aus Furcht für einem langsam sehr schweren Tod, sich diesen leichten Tod gewählt hat.«

An Louis Vogel

Berlin, 20. November 1811

Mein teurer geliebter Louis! Nicht länger kann ich mehr das Leben ertragen, denn es legt sich mir mit eisernen Banden an mein Herz – nenne es Krankheit, Schwäche, oder wie Du es sonst magst, ich weiß es selbst nicht zu nennen – nur so viel weiß ich zu sagen, daß ich meinem Tode als dem größten Glücke entgegensehe; könnte ich Euch doch alle, die ich liebe, mitnehmen, möchtet Ihr doch bald zum ewigen herrlichen Verein folgen, ach! dann bliebe mir ja gar nichts zu wünschen übrig. Kleist, der mein treuer Gefährte im Tode, wie er im Leben war, sein will, wird meine Überkunft besorgen und sich alsdann selbst erschießen.

Weine oder traure nicht, mein vortrefflicher Vogel, denn ich sterbe einen Tod, wie sich wohl wenige Sterbliche erfreuen können gestorben zu sein, da ich von der innigsten Liebe begleitet, die irdische Glückseligkeit mit der ewigen vertausche.

Der Himmel möge Dich wie unser liebes Paulinchen gnädiglich behüten und Dir wie dem herrlichen Kinde tausendfältige Freuden bescheren.

Mit unendlicher Wehmut würde ich mich von Euch beiden losreißen, wenn ich nicht erstlich für Dich die höchste Entschädigung (die Du in so großem Maße verdienst) voraussehen dürfte, und zweitens wenn ich nicht die feste Überzeugung hätte, daß Paulinchen unter der Obhut der guten lieben Manitus besser als unter der meinigen gedeihen wird ...

Wäre durch die unvorhergesehene Ankunft Hoffmeisters unser Plan nicht vereitelt, so wären Kleist und ich nach Cottbus gereist, um dort fern von unseren hiesigen Bekannten, den vorhabenden Schritt zu tun, und alsdann hätten wir einen Boten nach Auras (bei Drebkau) an H(offmeister) geschickt, um als Freund die letzten Besorgungen für uns zu übernehmen; da dies nun aber nicht hat sein können, so verzeih mir die Unwahrheit, die ich Dir, bester guter Vogel, in Absicht der Potsdamer Reise gesagt habe, weil es mir ganz notwendig schien, daß Dir die erste Nachricht von unserem Tode, durch Freundes Hand käme. Meinen herrlichen alten Vater wirst Du gewiß nicht verlassen und ihm durch Deine Freundlichkeit die Stelle seines Kindes ersetzen.

Nun mein teurer Louis, tausendmal küsse ich Dich, meine Pauline und den geliebten Vater noch zum Abschied, meine guten Wünsche mögen Euch alle begleiten, und wenn von dort her die Geister sich in Freiheit durch die unermessenen Räume schwingen können, so darf ich Dich wohl nicht erst versichern, wie unsere Geister alles Übel von Deiner noch übrigen Lebensbahn wenden werden.

Gott segne Paulinchen, mein liebes teures Kind, und gebe, daß ihr kleines Herz der Milde und Güte sich ganz öffnen möge, damit sie ganz das Ebenbild ihres liebenswürdigen Vaters werde, auch zweifle ich nun nicht länger an ihrem Fleiß und Ordnung, denn wirklich ist sie hierin in der letzten Zeit viel mehr als sonst

zu loben gewesen ... Wenn es irgend möglich ist, erspare ja dem Vater und Paulinchen, bei der es vorzüglich leicht zu machen ist, den Schreck ...

Die Großmut meines Freundes, womit er alles und sogar sein eigenes Leben für mich aufopfert, was aber noch weit mehr als alles dies sagen will, die Zusicherung, mich selbst, nach meinem Wunsch zu töten, die derselbe mir gegeben, macht, daß ich nichts sehnlicher wünsche, als daß er nun auch im Tode nicht von mir getrennt werde.

Du mein werter Louis wirst mir diese meine letzte Bitte gewiß nicht abschlagen, und die Gefühle der heiligsten Liebe ehren.

An Ernst Friedrich von Peguilhin

21. November 1811

Mein sehr werter Freund! Ihrer Freundschaft, die Sie für mich bis dahin immer so treu bewiesen, ist es vorbehalten, eine wunderbare Probe zu bestehen, denn wir beide, nämlich der bekannte Kleist und ich, befinden uns hier bei Stimmings auf dem Wege nach Potsdam, in einem sehr unbeholfenen Zustande, indem wir erschossen daliegen, und nun der Güte eines wohlwollenden Freundes entgegensehn, um unsre gebrechliche Hülle der sicheren Burg der Erde zu übergeben.

Suchen Sie, liebster Peguilhin, diesen Abend hier einzutreffen und alles so zu veranstalten, daß mein guter Vogel möglichst wenig dadurch erschreckt wird; diesen Abend oder Nacht wollte Louis seinen Wagen nach Potsdam (schicken), um mich von dort, wo ich vorgab hinzureisen, abholen zu lassen; dies möchte ich Ihnen zur Nachricht sagen, damit Sie die besten Maßregeln danach treffen können. Grüßen Sie Ihre von mir herzlich geliebte Frau und Tochter viel tausendmal, und seien Sie, teurer

Freund, überzeugt, daß Ihre und Ihrer Angehörigen Liebe und Freundschaft mir noch im letzten Augenblick meines Lebens die größte Freude macht.

Ihre A. Vogel

Ein kleines versiegeltes schwarzes ledernes Felleisen, und einen versiegelten Kasten, worin noch Nachrichten für Vogel, Briefe, Geld, Kleidungsstücke, auch Bücher vorhanden, werden Sie bei Stimmings finden. Für die darin befindlichen 10 Rth Courant wünschte ich eine recht schöne blaßgraue Tasse, inwendig vergoldet, mit einer goldenen Arabeske auf weißem Grunde zum Rand, und am Oberkopf im weißen Felde meinen Vornamen, die Fassung, wie sie jetzt am modernsten ist. Wenn Sie sich dieser Kommission halber an Buchhalter Meves auf der Porzellanfabrik wendeten, mit dem Bedeuten, diese Tasse am Weihnachts-Heiligabend Louis eingepackt zuzuschicken, doch würden Sie, mein lieber Freund, mit der Bestellung eilen müssen, weil sie sonst nicht fertig werden möchte. Leben Sie wohl und glücklich.

Einen kleinen Schlüssel werden Sie noch eingesiegelt im Kasten finden, er gehört zum Vorhängeschloß des einen Koffers zu Hause bei Vogel, worin noch mehrere Briefe und andre Sachen zum Besorgen liegen.

Zusatz von Heinrich von Kleist

Ich kann wohl Ihre Freundschaft auch, mein liebster Peguilhin, für einige kleine Gefälligkeiten in Anspruch nehmen. Ich habe nämlich vergessen, meinen Barbier für den laufenden Monat zu bezahlen, und bitte, ihm 1 Rth a $\frac{1}{3}$ C zu geben, die Sie eingewickelt in dem Kasten der Mad. Vogel finden werden. Die Vogeln sagt mir eben, daß sie den Kasten aufbrechen und alle

Kommissionen, die sich darin befinden, besorgen möchten: damit Vogel nicht gleich damit behelligt würde. –

Endlich bitte ich noch, das ganze, kleine, schwarzlederne Fell-eisen, das mir gehört, mit Ausnahme der Sachen, die etwa zu meiner Bestattung gebraucht werden möchten, meinem Wirth, dem Quartiermeister Müller, Mauerstraße N. 53. als einen kleinen Dank für seine gute Aufnahme und Bewirtung zu schenken.

Leben Sie recht wohl, mein liebster Peguilhin; meinen Abschiedsgruß und Empfehlung an Ihre vortreffliche Frau und Tochter.

H. v. Kleist
man sagt hier den 21. November;
wir wissen aber nicht, ob es wahr ist.

N. S. In dem Koffer der Mad. Vogel, der in Berlin in ihrem Hause in der Gesindestube mit messingnem Vorlegeschloß steht, und wozu der kleine versiegelte Schlüssel, der hier im Kasten liegt, paßt – in diesem Koffer befinden sich drei Briefe von mir, die ich Sie noch herzlichst zu besorgen bitte.

Nämlich:

- 1) Einen Brief an die Hofrätthin Müller, nach Wien.
- 2) Einen Brief an meinen Bruder Leopold nach Stolpe, welche beide mit der Post zu besorgen sind (der erstere kann vielleicht durch den guten Brillen Voß spediert werden);
und
- 3) Einen Brief, an Fr. v. Kleist, geb. v. Gualtieri, welchen ich dem Major v. Below, Gouverneur des Prinzen Friedrich von Hessen, auf dem Schlosse, abzugeben bitte.

Endlich liegt

4) noch ein Brief an Fr. v. Kleist in dem hiesigen Kasten der Mad. Vogel, welchen ich gleichfalls und zu gleicher Zeit an den Major v. Below abzugeben bitte.

Adieu!

N.S. Kommen Sie recht bald zu Stimmings hinaus, mein liebster Peguilhin, damit Sie uns bestatten können. Die Kosten, was mich betrifft, werden Ihnen von Frankfurt aus von meiner Schwester Ulrike wieder erstattet werden.

Die Vogeln bemerkt noch, daß zu dem Koffer mit dem messingnem Vorhängeschloß, der in Berlin, in ihrer Gesindestube steht, und worin viele Kommissionen sind, der Schlüssel hier versiegelt in dem hölzernen Kasten liegt.

Ich glaube, ich habe dies schon einmal geschrieben, aber die Vogel besteht darauf, daß ich es noch einmal schreibe.

H. v. Kl.